

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 124.

Samstag, 27. Mai.

1916.

(18. Fortsetzung.)

Die Geschichte einer Frau.

Roman aus dem russischen Großstadtleben.

Von Hans Beder (Wiesbaden).

(Nachdruck verboten.)

Die Alte erzählte und Mascha hörte auf. Sie hätte wohl gern weiter gehört, ohne Ende, aber die elektrische Glode im Zimmer schlug an und rief sie zu ihrer Herrin.

Sie stand auf und lief zur Tür. Ehe sie diese öffnete, rief sie zurück:

„Schenken Sie sich noch ein, Warwara Wasiljewna, ich muß die Herrin ankleiden, dann komme ich zurück. Ich werde ihr sagen, daß Sie sie zu sprechen wünschen.“

Die Alte nickte nur und rührte nachdenklich in ihrer Tasse, dabei suchte sie sich die damalige Zeit, vor dem Tode des Herrn, die Stunde, als der Notar gekommen, und was dann später geschehen, all das, wovon sie soeben zu sprechen angefangen, ins Gedächtnis zurückzurufen. Als ob die Rose noch vor ihr läge, schrakte sie vor sich hin, wiederholte manches, was sie soeben gesagt:

„Nichts soll sie geerbt haben, wie ist das möglich, ich habe doch gehört, was der General mit dem Notar gesprochen hat. Dann wurden wir hereingerufen, der Maxim und ich, sollten das Papier, das der Notar vor sich auf dem Tisch liegen hatte, unterschreiben. Was darin gestanden, weiß ich nicht, der Notar hat es uns nicht vorgelesen, der Geistliche sprach wohl davon, doch der Notar meinte, daß das nicht nötig sei. Neben meine Kreuze hat der Geistliche dann meinen Namen gestellt. Der Notar ist fortgegangen und hat das Papier mitgenommen, in der Nacht starb der Herr.“

Sie hatte den Köffel, womit sie vorher in der Tasse umhergerührt, aus der Hand gelegt, sich in den Stuhl zurückgelehnt und wie, um sich alles besser ins Gedächtnis zu rufen, als sie vor sich hinsprach, jedes Wort an den Fingern hergezählt.

In Gedanken versunken schreckte sie auf, als die Rose schnell eintrat.

„Warwara Wasiljewna, die Herrin will Sie sprechen, kommen Sie, ich soll Sie zu ihr führen.“

Schwerfällig erhob sich die Alte und folgte langsam der Borangehenden.

Als sie Olga Petrovna gegenüberstand, verneigte sie sich tief, so daß diese sie verwundert ansah. Früher, als die Cholosstawa noch Wirtschafterin des Generals war, hatte sie sich ganz anders gezeigt, sie mußte wohl wirklich Unglück und Krankheit durchgemacht haben, daß sie jetzt so demüthig war.

Krank war sie, das sah man ihr an, — in dem halben Jahr, oder wie viel Zeit verfloßen sein mochte, fast eine Greisin geworden.

Olga Petrovna reichte ihr die Hand und bot ihr einen Stuhl an, aber sie sagte weiter kein Wort über das Aussehen der Alten und was sie sonst erduldet haben mochte — das, was ihr die Rose erzählt, hatte sie neugierig gemacht, mehr zu erfahren, betraf es doch die Schwester Sergeis, die auch für sie verschollen war, da der Bruder von ihrem Aufenthalt nichts wußte.

Vielleicht steckte hinter der Erzählung der Wirtschafterin irgend eine Sensationsgeschichte, vielleicht

hing sogar das Verschwinden Beras irgendwie damit zusammen — wer konnte das wissen.

Sie setzte sich der Alten gegenüber und ohne auf ihr Husten und Seufzen weiter zu achten, sagte sie:

„Nun erzählen Sie mir, Warwara, was Sie wissen — Mascha hat da allerlei konfuse Zeug geschwätzt.“

Die Hände im Schoße, mit vorgebeugtem Körper, hörte sie, was die Cholosstawa zu berichten hatte. Dabei zeigte sich in ihren Augen fast die gleiche listerne Neugier, das Verlangen, etwas Sensationelles zu erfahren, wie vorher in den Blicken ihrer Dienerin.

Als die Wirtschafterin geendet, atmete Olga Petrovna tief auf — sie zweifelte nicht mehr daran, da war etwas nicht richtig — aber sollte sie sich einmischen, was ging sie im Grunde genommen die ganze Sache an? Sollte sie sich in Prozesse verwickeln lassen — das fehlte ihr noch!

Über Sergei mußte sie Mitteilung machen, der mochte nachforschen, was da geschehen war.

Denn daß etwas geschehen, schien klar — eine Millionensache — da ließ sich so mancher fortreißen, ob hoch oder niedrig.

Über Sergei war verreist, nach Schlüsselburg und ließ nichts von sich hören — jeder Tag hatte sie ihn vergebens erwartet. Auf eine Woche gehe er fort, hatte er gesagt, nun waren schon über vierzehn Tage verfloßen.

Seine Adresse wußte sie auch nicht, er hatte nicht geschrieben, aber sie könnte an das Krankenhaus telefonieren oder einen Brief an ihn dorthin schicken, damit man ihm diesen nachsandte — schnell mußte die Sache jetzt in die Hand genommen werden, ehe sich noch etwas herumspach. Weiß Gott, wo die Alte sonst herumließ und schwatzte.

Sie wandte sich der Wirtschafterin zu:

„Bei wem wohnen Sie hier, Warwara?“

Ganz wehleidig bewegte diese den Kopf:

„Ach, Herrin, ich bin vom Bahnhof herhergekommen, nirgends wohne ich, ich wollte doch gleich wieder nach Hause, wenn Gott mir geholfen —“

Olga Petrovna hatte schon einen Entschluß gefaßt:

„Na, dann bleiben Sie hier. Sie können bei Mascha schlafen, gehen Sie jetzt wieder zu ihr und schicken Sie sie mir her, ich werde ihr Bescheid geben. Und noch eins: Sprechen Sie nicht über die Geschichte, das ist vielleicht alles nur Phantasie, man darf so etwas nicht unter die Menschen bringen, Sie können sich große Ungelegenheiten zuziehen, wohl gar vors Gericht kommen.“

Die Alte schreckte zusammen:

„Ach, Herrin, ich habe doch nichts verbrochen, nur bitten wollte ich die Herrin, die das viele Geld geerbt, um eine Unterstützung, das ist doch keine Sünde, da kann man mir doch nichts tun. Mein Gott, mein Gott — nur nicht vor die Gerichte.“

Sie hatte sich erhoben und ging aus dem Zimmer, bald darauf kam Mascha.

„Die Alte bleibt vorläufig hier, stell ihr ein Bett in deinem Zimmer auf, oben auf dem Boden steht ja wohl eine eiserne Bettstelle, frage sie aber nicht aus, das ist alles Blödsinn, was sie erzählt, und wir können, wenn wir uns da einmischen, noch alle weiß Gott wohin kommen. Ich schreibe nur noch einen Brief, dann soll Kusma vorsehen, ich muß endlich an die Luft.“

Und als Mascha schon gehen wollte:

„Hör mal, lauf doch nicht gleich fort, übermorgen ziehen wir nach Peterhof, der Herr will nicht länger in der Stadt bleiben, du kannst anfangen einzupacken, du weißt ja Bescheid, nur Kleider und Wäsche, so wie im vorigen Jahr, ich werde morgen nach Peterhof fahren und nachsehen, ob im Landhaus alles in Ordnung gebracht ist.“

Olga Petrovna setzte sich an den Schreibtisch und schrieb eilig, Mascha stand noch einige Sekunden — als kein weiterer Befehl erfolgte, ging sie.

Am folgenden Morgen erhielt Olga Petrovna einige Zeilen von Sergei:

„Ich bin krank gewesen“ — schrieb er — „jetzt geht es besser, in einigen Tagen hoffe ich aufzustehen und zu Ihnen zu kommen, ich erzähle Ihnen dann alles. Mit herzlichsten Gruß Sergei.“

Was war das nun wieder. Sergei krank und sie hatte nichts davon erfahren. Während sie ihn in Schlüsselburg geglaubt, war er hier in Petersburg, krank, vielleicht zum Sterben, nichts hatte sie gewußt. Auch in seiner Wohnung war es nicht bekannt, vor einigen Tagen war sie dort vorgefahren und hatte den Portier gefragt — die Antwort war gewesen: „Der Herr Doktor seien noch nicht von der Reise zurück.“

Das verzögerte den Umzug nach Peterhof, Olga wollte erst Sergei sehen und wissen, was mit ihm gewesen — sie war so besorgt und erregt, daß die Erbschaftsgeschichte, alles, was ihr die Haushälterin erzählt, davor zurücktrat.

Mit Spannung sah sie seinem Kommen entgegen, es vergingen jedoch noch mehrere Tage, ohne daß er sich zeigte.

Sie telephonierte an das Krankenhaus und erhielt den Bescheid, daß Doktor Tscherskoff jetzt in seiner Wohnung sei, er hätte am Morgen das Hospital verlassen.

Gott sei Dank, er war wieder gesund, nun würde er heute gewiß kommen.

Am Morgen war Sergei tatsächlich nach seiner Wohnung gefahren, hatte sich auch vorgenommen, gleich zu Olga Petrovna zu gehen, doch als er an seinem Schreibtisch saß und die eingelaufenen Postfächer durchsah, die Daten der Briefe mit dem vor ihm stehenden Kalender verglich, war er von dieser Absicht wieder abgelenkt. Heute war der Tag des Totenfestes, wie nahe war er daran gewesen, auch ein Toter zu sein, da draußen zu liegen, einsam, bald vergessen, — wie —

Seine Gedanken wanderten nach dem Friedhof, zu jener, die dort schlief, die er vergessen hatte.

Mit aller Gewalt trat die Erinnerung vor seine Seele — vor seinem Auge stand das liebe, zarte Gesicht, der feingebildete Kopf, hinter dessen Stirn sich eine so andere Welt aufgebaut hatte.

„Arme, kleine Anna —“

Verträumt sah er auf das kleine Bild, das er aus dem Schreibtisch genommen.

„Arme, kleine Anna“, wiederholte er. Durfte er sie bodenurnen, war sie nicht glücklich so, gehörte sie mit ihrem Wünschen und Wollen in dies Leben, war sie nicht eine jener unglücklichen, problematischen Naturen, die holtlos, ruhelos keine Stunde das Glück finden können.

Und er selbst — was war aus ihm geworden — wäre es nicht besser gewesen, wenn er der Krankheit erlegen, jetzt auch da draußen ruhig schlief, nichts wissend, nichts wollend, nichts denkend. War er selbst denn glücklich — fühlte er nicht jede Stunde, jede Minute den Druck der Fesseln, die ihn festhielt mit den Banden der Unmöglichkeit, die sie ihm auferlegt.

Langsam schüttelte er den Kopf. Das waren Gedanken, die die Krankheit zurückgelassen, Phantasien eines Melancholikers — was nützte alles Grübeln: er lebte, er mußte weiterleben, ja er fühlte, daß er leben wollte, daß er sich seiner Genesung freute, daß er seine Errettung vom Tode, vom Sterben wie eine Wiedergeburt empfand.

Dann dachte er an die Schwester: wo mochte sie sein, was war aus ihr geworden?

Einige Male hatte es ihm geschienen, als ob die Mutter wüßte, wo und wie sie lebte, aber immer, wenn er gefragt, hatte er nur zur Antwort erhalten: „Daß das Sergei, frage nicht —“

Da hatte er sein Forschen eingestellt, ja seinerseits, wenn Olga Petrovna ihm immer von neuem mit der Frage kam, ob er nichts von der Schwester erfahren, dabei alle möglichen und unmöglichen Kombinationen aufgestellt hatte, was aus ihr geworden sein könne, die Antwort der Mutter erteilt: „Daß das, frage nicht —“ nur mit dem Zusatz: „Ich weiß nichts, weiß wirklich nichts.“

Er legte das Bild, das er noch immer in der Hand gehalten, in den Schreibtisch zurück, stand auf und rief nach dem Mädchen:

„Von morgen ab habe ich wieder Empfangsstunde wie gewöhnlich — jetzt muß ich fort.“

Er nahm Hut und Stock und ging hinunter auf die Straße. Wie er in die warme Sommerluft trat, fühlte er eine Umwandlung von Schwäche, die hatte ihn auch vorher ergriffen, als er das Krankenhaus verlassen, doch als Arzt wußte er, daß das nichts zu bedeuten habe, in ein zwei Tagen vorübergehen würde.

Er rief eine Droschke an und wollte nun doch zu Olga Petrovna fahren, da fiel sein Blick auf das Fenster der Blumenhandlung drüben auf der anderen Seite der Straße: Welche Menge weißer Lilien ausgestellt waren — im selben Augenblick hatte er sich wieder daran erinnert, daß heute das Fest der Toten gefeiert wurde, die weiße Lilie war die Blume, die man den Verstorbenen darbrachte.

Er befohl dem Kutscher zu warten und ging in den Blumenladen.

Einen großen Busch der langstieligen, weißen Blüten kaufte er, dann, als er die Droschke bestieg, so, als ob das von vornherein seine Absicht gewesen, befohl er nach dem Smolenski-Friedhof zu fahren.

Untenwegs bereute er das. Er hätte doch wohl einen anderen Tag zum Besuche des Grabes wählen sollen, heute, am Totenfest, würde auf dem Friedhof nicht die rechte Stimmung für ihn herrschen. Die Besucher, die fast ausnahmslos aus dem niederen Volke bestanden, feierten den Tag in ihrer Weise. Dann beruhigte er sich damit, daß neuerdings das Mitbringen von Schnaps und Bier verboten sei — so würde es wenigstens keine Betrunknen und keine rohen Szenen dort geben.

Doch wie er den Kirchhof betrat, bot sich ihm das gleiche Bild, wie er es vor Jahren, nach dem Tode seines Vaters gesehen, als die Mutter mit Vera und ihm dorthingegangen war, um das Grab des Vaters zu schmücken.

Er blieb zögernd stehen. Links die Abteilung für die Toten fremder Konfessionen lag in majestätischem Schweigen, über den schön geschnittenen Grabstätten leuchtete die Sonne, Bäume und Sträucher rings umher standen in der unbewegten Luft regungslos, kein lebendes Wesen war zu sehen, friedlich schlummerten die Toten unter der Erde.

(Fortsetzung folgt.)

22 = Lesefrucht. = **22**

Die Bildung mag noch so groß und noch so allgemein sein. Was aber nicht ist: bringe nur irgend eine Dummheit in ein System, und sie wird stets ihre Gläubigen und Befenner finden.

G. v. Ampfhor

Beim Lumpensammler der Schlacht.

Eine Szene, in der sich das Schaurige mit dem Grotesken mischt, hat René Benjamin vom „Pariser Journal“ aufgezeichnet: In einer eisigen Nacht steige ich auf der Proviantstation aus dem Zug. Ein Mann mit einer trüben Laterne tritt über den Bahnsiege. „Guter Freund, wissen Sie nicht einen Winkel, wo man unterkommen könnte, ganz gleich wo?“

Mürrisch knurrt er zurück: „Ich halte kein Hotel!“ — Ich streiche um das Bahnhofsgelände. Beim Schein eines Streichholzes entziffere ich an einer Tür „Militärkommission“. Erfreut drücke ich auf die Klinke, aber ein gräßlicher Geruch schlägt mir entgegen, und eine unsichtbare Persönlichkeit herrscht mich an: „Tür zu, zum Teufel noch mal!“

Ich bin schon draußen. Meine Mühe ist mir in den Nacken gerutscht. In jämmerlicher Stimmung mache ich mich wieder auf die Suche. „Welche Brüderlichkeit in dieser Welt herrscht!“ philosophiere ich gerade, da sehe ich 50 Meter vor mir einen schwachen Lichtschein durch eine Tür fallen und passe durch das aufgedeckte Erdbreich geradewegs darauf zu, taste die Tür ab, klopfe, hämmere dagegen, bis sich eine Stimme von innen vernehmen läßt: „Wer da?“

Die Tür öffnet sich. Vor mir steht ein seltsames, kleines, verkümmertes, blaßes Männchen in schlumpiger, schimmelflediger Mechanikerjoppe — mit einer schmierigen Mühe auf dem Kopf, die ihm über Ohren und Nacken fällt. Einladend sah dieser Wirt wahrlich nicht aus. Aber die Nacht war kalt, so daß ich mein Anliegen vorbrachte.

„Na, dann rein und vertrieß dich in eine Ecke. Schlafen ist noch das einzige auf dieser Welt.“

Er beguckt mich. „Schöne Sachen das! Die hast du dir wohl selber gekauft, was? Wie das mit der Behörde ist, weiß man ja. Man kann hundertmal was verlangen, man kriegt doch nichts Vernünftiges. Bloß, was man nicht braucht, das kriegt man. In Massen sogar. Nein, wie mich das anseht.“

Ich bin ganz erstaunt, ihn in solche Wut versetzt zu haben, aber doch zu glücklich, nicht mehr Wind und Wetter ausgefegt zu sein, so daß ich schwach einwende: „Ich beklage mich über gar nichts.“

Wie eine Furie fährt er auf mich ein: „Falsch, grundfalsch! Und wenn man schon nicht seiner selbst wegen skandalisiert, sollte man es doch wegen der anderen tun. So denke ich wenigstens. Der ganze Kram hier hat auch nur Wert, wenn er noch jemand zugute kommen kann.“

Mit einer Geste weist er auf die aufgestapelten Haufen vor uns, einem Durcheinander von Elend, Abzug und Mist. Ich kam mir vor, als wäre ich mitten in einen Reichtümern gefallen unter lauter schmierige, eilige, stinkende Dinge. Er erklärt: Kriegsmüllabladestelle. Ich sehe ihn an und begreife. Diesem Mann da wird alles überbracht, was von der Front kommt, alles, was die Soldaten fortwerfen, was im Schmutz verkommt, was man den Toten abnimmt, was die Verwundeten zurücklassen, unzählige Dinge, an denen Schweiß, Dreck und Blut klebt; verschimmeltes Leder, verschmutzte Wäsche, rostige Waffen und mitten darunter Ringe, Briefe, Tabak, die einzigen Dinge, an denen ihre Besitzer — ein Frösteln überkommt einen bei dem Gedanken an sie — einstmals hingen. In diesem ungeheuerlichen Abfallhaufen spiegelt sich etwas von der Wut der Schlacht, in der man sich auf verräterischer Erde zu packen bekommt, zu Boden reißt und miteinander um Leben und Tod ringt.

Die Beleuchtung war auch noch dazu angetan, den Schauer über diese Lumpen und Abfälle zu breiten. In einer verbeulten alten Feldflasche brannte eine Transe, die mit kurzem und plötzlich aufflackerndem Licht bald hier, bald da das schmierige Elend enthüllt. Im hellen Tageslicht leuchtet das Sterben seine Größe. Hier in diesem fauligen Winkel ward alle Erinnerung daran in den Staub gezogen. In solch einer verpesteten Höhle eines Lumpensammlers des Todes überfällt einen ein würgendes Gefühl, als sähe man Leichenschänder wegen ein paar armseliger Pfennige durch Blut waten.

Er wies noch immer auf seine Schätze. „Was hier alles se zusammenkommt — die Wut packt mich manchmal. Von den schönsten noch ganz neuen Sachen, die bloß verschandelt sind, bis zu den schmierigsten alten. Spüre ich da gestern einen kalten Hosen auf, eine Niesenmenge, frisch aus dem Laden, bloß alles vermodert und verdorben. Es gibt eben Leute, die sich ein Vergnügen machen, was ihnen nicht gehört, zu zertrampeln und vernichten. Als Zivilisten waren

sie nicht viel anders. Wenn sie einen Freund besuchen, betrogen sie ihn mit seiner Frau, spucken in die Schubkasten und schneuzen sich in die Gardinen. Eine feine Sorte!“

Er trank seine Flasche auf einen Zug leer und setzte sich auf einen formlosen Haufen.

„Um, das stinkt bei mir? . . . Wie nach toten Ratten; oder darauf muß man nicht achten. Auf 25 Kilometer bin ich im ganzen Umkreis bekannt! In mehr als fünf Divisionen habe ich meine Kunden, die sich bei mir die Feldflaschen umwechseln, weil sie nur noch ein Sieb sind, andere Schuhe aussuchen, wenn ihre auf den Hühneraugen drücken, eine andere Koppel holen. Sie wissen, daß ich das alles auf Lager habe. Und dabei kommt niemand zu kurz. Was grinst du? Du siehst wie 'ne Tomate aus, wenn du grinst, weißt du. Du brauchst nur zu sagen, was du willst, hier ist was für alle Geschmäcker. Nimm die Gelegenheit wahr. Wenn du warten willst, bis dein Regiment dir was schenkt, kannst du alt und grau werden. Vielleicht ein Mantel gefällig?“

„Danke, meiner geht noch.“

„Deiner geht noch? Aber dieser hier ist doch zehnmal schöner. Du willst nicht? Bist du aber dumm. Wie wär's denn mit so einem Affen?“

Ich lehne auch den Tornister ab. Seine Augen funkeln in dem fahlen schmalen Gesicht. Er fährt in die Höhe.

„Betten, daß das einer ist?“ — „Was für einer?“ — „Nun, ein Kunde.“

Die Tür knarrt. Ein schwerfälliger, vierchrötiger Mensch kopft herein. Sein Mantel ist mit einer dicken Schmutzkruke überzogen, aus seinem Kopfschüler strömt der heiße Atem. Er sieht mich mißtrauisch an, dann faßt er den Mann von der Kriegsmüllabladestelle vertraulich unter den Arm. „Hör mal, Alter, hättest du nicht vielleicht Läuse?“ — Der andere fährt doch etwas zurück: „Was? . . . Läuse?“ — „Na ja, ich dachte, bei dir kriegte ich sie noch am ehesten.“ — „Komisch. Warum fragst du gerade, ob ich Läuse habe?“ — „Warum? (Lause.) Nun, um sie dir abzukaufen.“ — „Im Ernst?“ — „Im Ernst. Wie teuer werden sie sein, he? (Seine Stimme sinkt zum Flüstern herab.) Nun, wir werden uns schon einigen. Du weißt doch, ich habe noch nie Urlaub gekriegt. Halt's einfach nicht mehr aus. In ein paar Tagen muß ich fort.“

„Na, und?“ — „Na, und da hat der Major heute drei wegen Läuse fortgeschickt . . .“ — „Gleich drei? Wirklich?“ — „Wirklich.“ — „Also gut, du sollst deine Läuse kriegen. Ich werde sie dir morgen suchen.“ — „Nicht vergessen.“ — „Wenn ich dir doch sage . . . Dazu braucht man Tageslicht. Sie sollen doch auch lebendig sein, nicht wahr, deine Läuse?“ — „Versteht sich. Mindestens müssen sie sich wieder auf mir erholen.“ — „Wie viel sollen's denn ungefähr sein?“ — „So viel du mir findest. Es können gar nicht genug sein. Auf den Preis soll es mir gar nicht ankommen. . . Aber nichts verlauten lassen.“ Er schielt zu mir hinüber. Da aber lacht der Mann von der Kriegsmüllabladestelle laut heraus: „Der da macht dir bange? Da kannst du ganz beruhigt sein. Der wird's nicht in die Zeitung setzen. Das ist kein „Schornalst“.“

Der vielgerühmte Poilu. Der sich auf der Kriegsmüllabladestelle Läuse kauft, um auf Urlaub zu kommen — das ist auch so ein Kulturbild aus dem 20. Jahrhundert, das wert ist, der Nachwelt überliefert zu werden. (Jens. Wn.)



Aus der Kriegszeit.

Feldgraue Wandinschriften. Aus dem Felde wird uns geschrieben: Der große Weltkrieg hat den Deutschen zu einem Weltkummler gemacht. Wie mancher, der bis dahin kaum über die Grenzen seines Heimatdorfes hinausgekommen war, ist jetzt in Rußland, Galizien, in Serbien, Belgien und Frankreich gewesen. Ja, sogar das Land der Türken ist ihnen nicht fremd geblieben. Kein Wunder, daß der Feldgraue sich auf seinen Streifzügen „verewigte“, und zwar in der Form von Inschriften. Wer Gelegenheit hat, solche Inschriften zu studieren, der freut sich vor allem über das tiefe deutsche Gemüt, das hier seinen Ausdruck findet. Die Sehnsucht nach Haus und Hof, nach Weib und Kind wird manchmal mit einer ergreifenden Schlichtheit offenbart. „Gott schütze unsere Frauen und Kinder in der Heimat bis auf Wiedersehen“, las ich in einem Hause, in dem französische Gefangene be-

wacht wurden. Ein anderer hatte zum Zeichenstift gegriffen und sein Heimattal aus dem Schwarzwald auf der Wand vereewigt. Eine mahnende Inschrift besagte: „... Bleibt darum treu dem Vaterlande und mach' der Heimat keine Schande!“ Natürlich fehlt der Humor keineswegs. Die Einsamkeit des Wachehens hat einen Feldgrauen zu einem melancholischen Gedicht veranlaßt, das folgenden Schluß hat: „... in dem alten Rattenkasten, da will die Uhr so recht nicht hasten.“ Ein waderer Landstürmer hat u. a. an die Wand geschrieben: „... wird nun 50 bald an Jahren; aber dann noch mit Geduld, tut er immer seine Schuld.“ Ein anderer hat offenbar über den Frieden philosophiert, denn er fragt an: „Wie lange hat der Landsturm noch?“ Worauf ein Witzbold antwortet: „Bis Friede ist, nicht länger!“ Und damit hat der gute Mann recht. Ein Bayer versteigt sich zu folgender Behauptung: „Jeden Feind besiegt der Deutsche, nur den Durst besiegt er nicht!“ Manche der Inschriften befaßen sich mit unseren Gegnern, von denen aber der Engländer am schlechtesten wegkommt. „Nieder mit England!“ — „Gott, strafe das perfide Albion“, — derlei Hornesaussprüche über den hinterlistigen Gegner liest man zu Hunderten. Zum Schluß noch eine Inschrift, die von den ersten — allerdings etwas verunglückten — französischen Sprachstudien eines Feldgrauen berichtet, der an die Wand geschrieben hatte: „alon, Sannfann, Tulaprat! — Freiheit, Brüderlichkeit, Gleichheit!“

Das „Journal“ gegen die Drückeberger. Allen strengen Verordnungen und Überwachungsvorschriften der französischen Regierung und allen Bemühungen der schon so oft genannten „Liga gegen die Drückeberger“ zum Trotz weis eine große Zahl der männlichen französischen Bürger sich nach wie vor mit Geschick und Erfolg der allgemeinen Pflicht der Vaterlandsverteidigung zu entziehen. Wie schlimm die Verhältnisse auch heute in dieser Beziehung liegen müssen, läßt sich daraus ersehen, daß das „Journal“ der Bekämpfung der französischen Drückeberger den Ehrenplatz eines an führender Stelle gedruckten ausführlichen Leitartikels widmet. „Da die Drückeberger“, schreibt das Blatt, „auf ihrer verdammenswerten Haltung bestehen, müssen auch wir darauf bestehen, den Kampf gegen sie in schärfster Weise aufrecht zu erhalten. Die Franzosen, die es verstanden haben, sich bisher dem Militärdienst zu entziehen, wissen sehr wohl, daß die jungen Leute der Jahressklasse 1916 bereits ins Feld gegangen sind und daß die Knaben der Jahressklasse 1917 bereits ausgebildet werden, um ihren Kameraden an die Front nachzuziehen. Sie wissen auch, daß man sich dazu entschließen mußte, die alte Jahressklasse 1888 für die Kampfstärke einzuberufen, und trotzdem bleiben sie feige und charakterlos genug, sich nach wie vor zu drücken. Sie ziehen in den Bureaus, denen sie durch Vermittelung einflußreicher Gönner zugeteilt wurden, die Zeit nutzlos dahin, und bestensfalls drücken sie sich unter den Mannschaften des Roten Kreuzes oder der Soldaten-Buffets auf den Bahnhöfen herum. Es muß einmal mit aller Deutlichkeit gesagt werden, daß wir hierin ein rabikales Ende fordern. Wir verlangen auch in diesem Punkt Gerechtigkeit und Gleichheit. Wie aber sieht es in Wahrheit hiermit bei uns aus? Für einen jungen, völlig gesunden Mann von 28 oder 30 Jahren, den seine guten Verbindungen vor der Front bewahrten, muß ein 45jähriger, oft noch älterer Familienvater sich im Kampf töten lassen. Jeder unserer zahllosen Drückeberger hat mehr als ein solches mörderisches Verbrechen auf dem Gewissen, wenn man bei diesen Leuten überhaupt von Gewissen sprechen kann. Aber wir erinnern daran, daß es Gesetze gibt, die man von nun ab mit aller Rücksichtslosigkeit und unterschieblichen Strenge anwenden muß. Wir schwören, daß wir nicht ruhen wollen, bis der letzte Drückeberger an die Front geschickt sein wird. Dies ist die dringendste nationale Pflicht und eine unerlässliche Bedingung der öffentlichen Wohlfahrt!“ Während bisher die verschiedentlichen Angriffe auf die französischen Drückeberger an bescheidener Stelle in den Pariser Blättern verstreut waren, um nicht diese Schande und Schwäche allzu deutlich zu zeigen, ist also dieser bedenklichste aller Mißstände nunmehr so weit gediehen, daß eine der größten Pariser Tageszeitungen nicht davor zurücksteht, diese Wunde an leitender Stelle aufzuwickeln. Zugleich ist dieses Bekenntnis die beste Charakteristik für die völlige Unfähigkeit der französischen Regierung, die dem blühenden Westeuropawesen während des Krieges nach wie vor kein Ende zu machen vermag.

Französische Kriegsblinde als Funer. Die Erkenntnis, daß es nicht genügt, die durch im Felde empfangenen Verwundungen ihres Augenlichtes Beraubten durch staatliche Versorgung vor dringender Not zu bewahren, sondern daß es gilt, für die Kriegsblinden ein Betätigungsfeld zu schaffen, auf welchem sie beruflich den übrigen Menschen gleichgestellt sind, hat in den Ländern aller Kriegführenden zu zahlreichen Organisationen und zu Versuchen geführt, die schon jetzt verschiedene Erfolge aufweisen. Während die in Deutschland auf diesem Gebiete großzügig angelegte Tätigkeit bereits viel-

sach besprochen wurde, ist es lehrreich, auch einmal die Art zu betrachten, auf welche man im Lager unserer Gegner dieses Problem zu lösen sucht. In Frankreich wurden neben der Errichtung der üblichen Blindenheime und sonstiger gebräuchlicher Anstalten mehrfach Lehrmethoden angewandt, um die für die Blinden geeignetsten Berufe festzustellen. Am bemerkenswertesten ist hier die Verwendung der Kriegsblinden im Telephon- und Telegraphendienst, ganz besonders in der drahtlosen Telegraphie. Während bei der Telegraphie mit Draht der vermittelte Text auf Papierstreifen aufgezeichnet und einfach abgelesen wird, geht bei der drahtlosen Telegraphie die Vermittlung lediglich auf dem Wege der Akustik vor sich. Die Zeichen sind nicht sichtbar, sondern werden beim Klappern des „Empfängers“ abgehört. Da größere Entfernungen schwächer klingende Zeichen und darum eine um so empfindlichere Gehörfähigkeit bedingen, wie sie sich ja bei allen Blinden stets ausgebildet, eignen sich die Kriegsblinden vorzüglich zur Verwendung im staatlichen Dienst der drahtlosen Telegraphie. Vermöge der besonderen Schärfe ihrer Gehörnerben ist sogar zu erwarten, daß sie in diesem nützlichen und wichtigen Berufe ihren sehenden Kameraden nicht nur an Leistungsfähigkeit gleichkommen, sondern sie sogar in vielen Fällen übertreffen können.

Wie der Krieg mit Wasser gelöst werden sollte. Der Leiter der dem französischen Kriegsministerium angegliederten Abteilung für Kriegserfindungen, Herr Painlevé, beliebt nach den Versicherungen des „Gaulois“ keine sehr beneidenswerte Stellung. Denn die Zahl der Kriegserfinder ist viel größer als ihr Erfindungsgeist, und das genannte Amt hat von früh bis spät zu arbeiten, um mit all den Vorschlägen, Eingaben, Vorträgen und Versuchen fertig zu werden, mit denen es Tag für Tag bestürmt wird. Die einzige Erleichterung für die Beamten dieser Kriegserfindungsabteilung besteht darin, daß mehr als einer der eingereichten Entwürfe sie durch seine unfeindliche Komik unterhält. Der letzte phantastische Plan, der einem französischen Erfinderhirn entsprang, wollte nichts Geringeres fertig bringen, als den ganzen Weltkriegsbrand mit Wasser zu löschen. Es handelte sich nämlich um riesenhafte Pumpen, die aus allen Flüssen an der Front das Wasser saugen und dann damit die deutschen Schützengräben überschwemmen sollen. Auf diese Weise meint der Erfinder, würden zwar die französischen Flüsse ausgetrocknet, aber zugleich wäre die gesamte deutsche Armee ertränkt. Zum großen Horn des Erfinders aber wurde sein patriotischer Plan ohne Begründung zurückgewiesen.

Der alte Humboldt als „Hamster“. Nachdem Wilhelm v. Humboldt 1819 vom Staatsdienst zurückgetreten war und nun ganz nach seinem Belieben leben konnte, hat sich der große Gelehrte, von dem man so etwas gar nicht erwartet, manch eigenartiges Stücklein geleistet, das er dann, sich selbst ironisierend, seiner Frau brieflich erzählt. So schreibt er ihr einmal von seinem Gute Burgönnern, wo er einige Zeit allein gewohnt hatte, sehr eifrig, daß er an Vorräten 5 Pfund Kaffee und einen ganzen Hut Zucker angeschafft habe. Auf die Erwerbung des Zuckerrutes ist er ganz besonders stolz, denn beim pfundweisen Kaufen würde man so leicht bestohlen. Ein Hut sei viel sicherer, „seinen ewigen Formen“ könne niemand etwas anhaben. Aber mit den fraulichen Geschäften scheint auch die Inkonsequenz zu kommen, die man sonst nur dem weiblichen Geschlecht nachsagt. Denn er berichtet weiter, daß er die „ewige Form“ zerstört habe und erzählt: „Dann habe ich den ganzen Hut geschlagen, mit eigener Hand! Daran habe ich vielleicht nicht recht getan, aber es war hier eine prächtige Schachtel, in der einmal ein Kuchen aus Halle gekommen ist, und es war längst meine fixe Idee, eine Schachtel mit geschlagenem Zucker ganz angefüllt zu sehen. Ich habe sie einmal bei Caroline (der Tochter) vorgebracht, bin aber immer abgeschlagen worden. Da ich nun hier die Zuckerrherrschaft allein führe, habe ich nicht widerstehen können. Damit Grimm (der Diener) mich nicht auslachte, habe ich das große Werk um Mitternacht vorgenommen und mich, da ich fertig war, ordentlich triumphierend zu Bett gelegt. Wenn nun Caroline wieder herkommt, hat sie in vieler Zeit nichts zu tun.“ Röstlich ist Humboldts naiver Stolz, daß er den Haushalt nun auf Wochen beschiedt habe. Und eine geradezu überwältigende Komik liegt darin, sich den großen Gelehrten vorzustellen, wie er um Mitternacht mit einem Hammer den Zuckerrut zerklüftet, während die Angst vor dem Spott seines Dieners ihn dieses seltene Vergnügen nicht so recht genießen läßt.